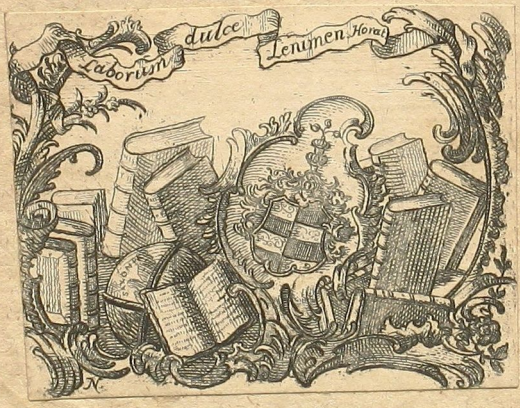
M. 2, 300.

K. M. 2, 536.



Contenta.

1. C. f. Gellerts u. G. W. Rabeners
I. — VI. Brief.
2. C. f. Gellerts VII. bis XVIII. Brief
3. Ejusd. Freundschaftl. Briefe.
4. Anhang zu denselben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-816125-p0003-7

Zwey Briefe,

der

I. von C. F. Gellert.

der

II. von G. W. Rabener.

Leipzig und Dreßden,
1763.

BIBLIOTHECA
PONICKAVIANA

Gnädiges Fräulein!

Ihr zweyter Leib-Medicus, Herr Kadelbach, hat mir versichert, daß Sie wieder in den Umständen wären, einen Brief von mir zu lesen, und dieses ist mir schon genung einen zu schreiben. Aber, womit werde ich Sie unterhalten? Gnädiges Fräulein! mit Ihrer ausgestandenen Krankheit? Das wäre sehr grausam! mit meinen Collegiis? das wäre noch grausamer! Nein, mein Brief soll ein kleines Krieges-Diarium aus dem schwarzen Brete enthalten: denn ich weiß doch, daß Sie gütig

genug sind an meinem Schicksale Theil zu nehmen.

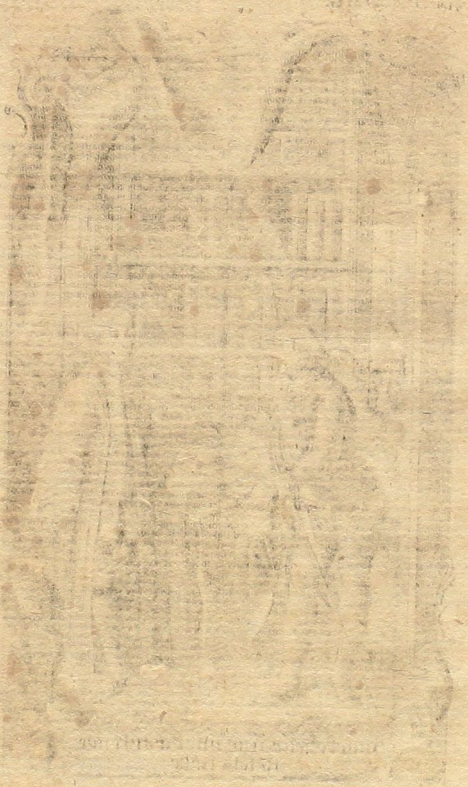
Den 18ten November ließ sich ein Husaren-Lieutenant, von dem Gefolge des General Malachowsky, sehr ungestüm bey mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann niemand widerstehen, fasse dich und nimm den Besuch an, es begegne dir auch was da will.

Sogleich trat ein hagerer schwarzer Mann mit drohenden Augen, kohtigten Stiefeln und blutigen Sporen hastig auf mich zu; sein gelbes Haar war in einen großen Knoten, und sein Bart in etliche kleine geknüpft, mit der linken Hand hielt er seinen fürchterlichen Säbel, und in der rechten (den Arm mit dazu genommen) den Stock, ein paar Pistolen, die Mütze und eine Karbatsche mit Draht durchflochten. Was ist zu Ihren Befehl, Herr Lieutenant? fragte ich mit Zittern an; haben Sie Ordre mich zu arretiren? ich

bin

Zur 3ten Seite.

Angebotene und unerwartete Gesellschaft



bin unschuldig. Nein mein Herr, sind Sie der berühmte Bücher-Schreiber und Professor Gellert? Ja, ich bin Gellert. Nun, es freuet mich, Sie zu sehen und zu umarmen! (O! wie zitterte ich bey dieser Umarmung!) ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften, sie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienste gethan, und ich komme Ihnen zu danken, und Sie meiner Freundschaft zu versichern. Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant, mehr konnte ich vor Schrecken noch nicht aus mir hervor bringen, haben Sie die Gnade und lassen Sie sich nieder. Ja, das will ich gerne thun, sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen, daß Sie so viel schöne Bücher schreiben können? Ob meine Bücher schön sind, Herr Lieutenant, das weis ich nicht; aber wie ich es mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen.

Wenn ich Lust und Zeit zum Schreiben hatte, so dachte ich ein wenig nach was ich schreiben wollte. Alsdenn setzte ich mich hin, vergaß alles andere, dachte nur an meine Materie, und schrieb was mir diese eingab, so gut ich konnte. War ich fertig, so fragte ich ehrliche Leute, ob sie das Werk für gut hielten, und was sie zu erinnern hätten? Sagten sie, es wäre gut, ich sollte es hin und wider verbessern und alsdann drucken lassen; so besserte ichs und ließ es drucken. Dieses, Herr Lieutenant, ist die Geburth meiner Schriften, die das Glück haben Ihnen zu gefallen. Nun das will ich mir merken, versetzte er: ich habe Lust und Zeit zu schreiben, und sobald die verteufelte Russen aus dem Lande sind, will ich einen Versuch nach ihrer Weise machen, itzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen

Rubel

Rubel in Ihrer Chatoulle, Herr Professor? Lesen Sie sich also einen aus, diese hier sind von einem Cosacken-Obristen, den ich bey Zorndorf vom Pferde hieb: und diese da, von der Frau eines Rußischen Officiers, die in der Flucht mit dem Pferde stürzte.

Es lief mir bey dieser Erzählung und bey dem Präsente, Eis kalt über dem Leib: Das sey ferne, daß ich Ihnen einen Theil ihrer Beute entziehen sollte! Mein lieber Herr Lieutenant, behalten Sie ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieselben anbieten. Aber Sie müssen ein Andenken von mir nehmen. Herr Professor gefallen Ihnen diese Pistolen, es sind Sieberische, und diese Peitsche, das ist eine Knuthe, beydes ist zu ihren Diensten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, Türkisches und Tartarisches, es stehet bey Eulenburg, und was Sie verlan-

gen, will ich Ihnen schicken. Ein Wort ein Mann, der Soldat hat nichts kostbarers, als Beute mit seinem Blute erfochten: Warum gefallen Ihnen die Pistolen nicht? Es ist auserlesenes Gewehr; hier nahm ich ihn bey der Hand, und führete ihn an meine Bücher-Schränke, dieses ist mein Gewehr, Herr Lieutenant, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum; denn einen Theil verstehe ich nicht, den andern brauche ich selten, und den dritten könnte ich zur Noth entbehren; aber um gelehrt zu scheinen, muß ich solche Waffen haben. Wollen Sie sich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen? Ja! Geben Sie mir Ihre gelehrte Trostgründe wider ein sieches Leben; wenn ich etwa noch von den Russen blessirt würde; Denn ach! die Russen, das ist ein schreckliches Volk, sie stehen wie die Berge so feste, und man arbeitet sich müde

müde und todt, ehe man sie zum Weichen bringt. Nunmehr wollte er mir die letzte Bataille erzehlen; aber zu meinem Glücke schlug es; meine Zuhörer kamen Haufenweise, und ich sagte dem Herrn Husaren-Lieutenant, daß ich ein Collegium hätte, er both mir nochmals sein Gewehr an, umarmte mich herzlich und war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, besahe meinen Catheder, wünschte mir viel Gutes, und gieng mit seinen Pistolen und seiner Knuth-Peitsche, die ihm ein Husar, der die Treppe nebst etlichen andern Cameraden besetzt hielt, abnahm. Peter, rief der Lieutenant, das ist der Herr, der die Schwedische Gräfin geschrieben hat! Peter sahe mich starre an, griff ehrerbietig an die Mütze, und lächelte mir seinen milden Beyfall zu: die andern Husaren bückten sich auch sehr tief, und unter diesen Umständen begleitete ich den Lieutenant die Treppe

hinunter. Kann ich Ihnen, war sein letztes Wort, noch bey dem General Malachowsky auf irgend eine Weise dienen? Im geringsten nicht: oder auch bey dem General Dohna, oder auch beym Könige? Nein, Herr Lieutenant, empfehlen Sie Ihm den Frieden in meinem Namen fußfälligst, und schnell entflohe ich dem Husaren.

Den 29. Nov. an diesem Tage ließ sich der junge Graf Dohna, Adjutant bey seinem Vater, dem General, melden, ich erschrack wieder, aber ohne Ursache. Nein, gnädiges Fräulein, das war ein gutes Kind von 19 Jahren, mit einer sanften frommen Mine, wie die ihrige, der alle meine Schriften, und selbst den Grandison, auswendig wuste, der mich versicherte, daß der wahre Helden-Muth im Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf Gott sey, daß die Frey-Geister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe

schöpfe wären, und daß er mich insonderheit wegen meiner Lieder sehr lieb hätte, aber fuhr er fort, ich habe eine Bitte an Sie; werden Sie mir solche wohl abschlagen? Was verlangen Sie? daß ich dann und wann an Sie schreiben darf: von Herzen gerne, Herr Graf! Ein so junger lieber Officier wie Sie, kann alles von mir bitten. Nun, rief er, so möchte ich Sie wohl um ein Frauenzimmer bitten, wie die Schwedische Gräfin, oder Lottchen in den zärtlichen Schwestern, ist: Sie müssen doch solche Personen kennen, die sie so gut abgeschildert haben. Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein, Sie ist jetzt krank, und so lange nicht Friede ist, sage ich Ihnen ihren Namen nicht. So weit waren wir, als ein Corporal herein trat, die sämtlichen Ober-Officiers, fieng er an, von dem Beverschen Regimente sind vor der Thüre, nnd wollen Sie, Herr

Pro-

Professor, lesen hören. Wer? rief ich, und schon traten 12 und mehr Officiers nebst einem Feld-Prediger herein, (es war Mittwochs um 11 Uhr) und ich muste also vor der halben Armee lesen.

So kriegerisch, gnädiges Fräulein, geht es im schwarzen Brete zu, und ich werde es nicht lange mehr aushalten, ich flüchte entweder nach Wölcke, oder wie ich schon versprochen habe, nach Bonau. Wie viel könnte ich ihnen nicht noch erzehlen, wenn ich mich nicht schämete, den 3ten Bogen zu nehmen. Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit und leben Sie wohl, und sagen Sie es der gnädigen Mama nicht, daß ich so ofte an Sie schreibe ꝛc. ꝛc.

Gellert.

Liebster Freund!

Bald werden Sie glauben müssen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt sey; da ich so lange Zeit, seit meinem erlittenen Unglücke, an meinen liebsten Freund Färber nicht geschrieben und Ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner grösten Beängstigung habe ich tausend mahl an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verlohren hatte, so fiel mir zu meiner grösten Beruhigung ein, daß mir doch die Freundschaft meines Färbers übrig sey. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzen Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem ganzen Verlust eben damals in Gegenwart

der Mademoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hoch schätze, weil sie Ihre Schwester und meine Freundin ist; Sie wird Ihnen von Hohenstein aus von meinem Schicksale etwas gemeldet haben. Erlauben Sie mir, daß ich es hier wiederhole, unsere Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen, dieser mag einmal ein trauriger seyn. Nicht allzutraurig, ich gebe ihnen mein Wort, denn mein Verlust, so wehe er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekostet und keine unruhige Minute gemacht, mir selbst ist das unbegreiflich, es war weder Unempfindlichkeit noch Philosophie, nur Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür! daß ich mit der grösten Gelassenheit mein Haus brennen sahe, und hernach mit eben der Gelassenheit erfuhr, daß alles verlohren sey.

Der 19ten Jul. war dieser schreckliche Tag: schon am 14ten, da unsere Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um 5 Uhr zerschmetterte eine Haubitz-Granate das Zimmer meines Bedienten und zündete, wir löschten damals noch das Feuer, ich ließ meine Sachen so gut als möglich zusammen packen, und theils in ein Gewölbe, theils in den Keller schaffen, weil es mir feste genung zu seyn schien; weil sich aber die Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Carcassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, vermuthlich in der Absicht 500. Centner Pulver, so 20 Schritte von meinem Hause unterm Walle lagen, in die Luft zu sprengen, so flüchtete ich noch selbigen Tages Abends um 7 Uhr nach Neustadt zu Dolingen; meinen Bedienten aber ließ ich mit seinem guten Willen zurücke.

Neustadt ward vom 15ten an auch beschossen, und zwey 12 Pfünder fuhren durchs Dolingsche Haus, aber wir waren doch daselbst mit Feuereinwerfen verschont.

So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel comische und lächerliche Auftritte kamen doch dabey vor, die Zortheim mit ihrer Bedienung und ich, waren die meiste Zeit bey Hamolon in seiner Stube, die sie kennen, nnd da schliefen wir auch, das war das Klügste was wir thun konnten, hinten im Hofe in 2ten gemeldeten Stübchen steckte die ganze Dolingsche Familie und noch 40 Personen, alt und jung, die Fenster-Laden waren mit Mist bedecket, und mit eben so viel Miste der ganze Hof bestreuet, unter diesem Miste lagen alle die Personen; einige waren stille und verdrüßlich, einige beteten, und man sahe es

ihnen

ihnen am Maule an, wie sie mit ihrem Gott zancketen, daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm, nun seit 4 Jahren die Ehre angethan, und fleißig gebetet. In einem andern Winkel saßen einige politische Kannengießer und machten für Daun einen Operations-Plan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich um den kleinen Neben-Umstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preussen mit seiner Armee wollten zu Krieges-Gefangenen machen, oder über die Klinge springen lassen? Ich war für das letzte, aber ich ward überstimmet. Eine Priester-Wittwe kriegte mich auf die Seite, zischelte mir ins Ohr, wir solten Gott danken, um der lieben Religion halben schösse uns der König von Preussen todt, und unsere Häuser in Grund; Aber zum Teufel Madame, was haben denn meine Peruquen mit der

Religion zu thun, (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine 30 pfündige Granate meinen ganzen Apparatum von Peruquen zerschmettert habe,) lassen sie es gut seyn, antwortete sie mir, es wird sich schon geben; danken sie Gott dafür. Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeiniget. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in des Hamolons Stube mit Essen und Trinken, und mich deucht, das war noch am solidesten gedacht, unter dergleichen Abwechselungen und Unruhen brachten wir den 19ten heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens! schon um 2. Uhr Nachmittags stand die Kreutz-Kirche, das Amt-Haus und meine Wohnung in voller Flamme; Ich lief vorerst in das Gouverneurhaus, hier war es eben, wo ich die Frau Mama und ihre Babet antraf, und sahe diesem Greuel der Verwüstung

zu,

zu, ich blieb einige Zeit dort, und gegen 5 Uhr kam mein ehrlicher Bedienter, mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrandt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen, und darinn alles verbrandt, der ganze unbeschädigte Keller aber von denen zum Löschen commandirten Soldaten rein ausgeplündert sey; das that wehe! mein lieber Färber, sehr wehe! Alle meine Meublen, Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher, Manuscripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammlet; alles war verlohren, von Sachen, die ich so wohl auf die 3000 Reichs-Thaler rechnen kann, habe ich nicht 10 Reichs-Thaler werth gerettet, der älteste Zeug-Rock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen; eine abgelebte Peruque, die ich in eben der Absicht aufgesetzet; ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedien-

ten bestimmet hatte, und ein Schlaf-Rock, das war meine ganze Garde-Robe. Die witzigen Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit, alle, alle, mit verbrandt. Nun verlohnet es sich beynahe nicht der Mühe, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hat mich bisher noch beruhiget, wenn ich an den Tod gedachte, aber nun will ich noch immer leben bleiben, und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauren mich sehr, aber manchmal dauren mich meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten: Kurz, Färber! ich bin so bettelarm, wie ein Poete. Ein Glück für mich, daß ich meine Wechsel und Documenten gerettet habe; an baaren Gelde habe ich nicht viel über 40 Reichs-

Thaler

Thaler verlohren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuer-Secretair, der ein Jahr in Preußischen Depot, und zwey Jahre unter der Vormundschaft der theuresten Landeshaupt-Deputation gestanden? Das schmerzet mich am meisten, was ich durch die Plünderung verlohren habe; unsere Freunde, unsere Hülfsgenossen, unsere apostolich-catholische Erretter, Leute die sich das gröste Gewissen machen würden am Char-Freytage Schweine-Braten zu essen, die plündern uns selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vor der Wuth der Flammen und der Feinde noch etwas retten können, und man soll auch nicht einmal davon reden; das ist zu grausam! Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwey Drittel verbrandt, und unsere Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen sie

es auch zum Ruhme unsers Commendanten, daß er die strengste Ordre gestellet, diesem Unwesen zu steuren, doch hat es nichts geholfen, denn einen Spitzbuben macht der Galgen nicht ehrlich.

Den Sonntag frühe ward in der Neustadt angesagt, daß, wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun mögte: eine neue Angst! Um 8 Uhr frühe, ging ich mit meinem Bedienten zum Schwarzen-Thore hinaus. In einem Ueberzuge von einem Kopfküssen stack mein ganzer Reichthum. Wir wanderten bey der grausamsten Hitze durch den Sand bis auf Saavens Weinberg, das that ich in Gesellschaft der Dohlingschen Familie, welche wie die Saltzburger emigrirten. Es schlug 12 Uhr, und sie hatten noch nicht Anstalt gemacht etwas zu essen; zu Trinken war noch weniger da.

da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungerte und durstete, und ich als ein Abgebrandter sahe wohl: daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule heraus bringet. Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken, und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen, und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht so sehr auf die göttliche Vorsehung verliesse, als sie. Ich gieng zum grösten Aergernisse dieser gläubigen Seelen, welche Gott vertraueten, und von ganzem Herzen hungerten und dursteten. Ich kam nach Loschniz zu einem guten Freund, bey dem ich willkommen und ziemlich gut versorget war; hier blieb ich bis Mittwochs frühe, wo ich ein Pferd bekam und nach Hohenstein ritte. Seit dem

berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abendtheuerlicher Ritter gesehen worden als der meinige.

Stellen sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit 15 Jahren gewesen war im Karren zu ziehen, auf diesem Gaul den Steuer-Secretair Rabener noch nicht völlig 3 Ellen lang, und der schweren Zeiten ungeachtet anderthalb Ellen im Durchschnitte, diesen Secretair in ein paar zerrißenen Schuen, schwarz seidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einen weissen beschmutzten alten und Lebensatten Zeug-Rock, einer Haarbeutel-Peruque, welche seit der Belagerung nicht ausgekemmet, und nicht viel seit der Preußischen Invasion gepudert war; hinter ihm einen Korn-Sack, in welchen der Rest seines

Vermögens geflüchtet war, auf diesem Korn-Sack einen buntstreifigten Schlaf-Rock, welcher, im Fall es regnete, zum Roquelaure dienen sollte, zur rechten gieng mein Bedienter, so eine Schachtel mit Brod und Braunschweiger Wurst trug, zur linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprach, und wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzuge kam ich endlich zum Amts-Steuer-Einnehmer in Hohenstein, wo ich sehr wohl aufgenommen wurde, denn sie müssen wissen, daß wir Steuer-Secretairs ein geschenktes Handwerk haben, weil wir in allen Städten einen Einnehmer finden. Mein Logis bekam ich im Städtchen, wo die Wirthen eine bejahrte dienstfertige Frau war, voll des Ceremoniels, wie es unter Johann George des IVten Regirung mogte gebräuchlich gewesen seyn.

Der

Der Wirth ein feister Mann, mein alter Schul-Cammerad, und seine Tochter ein frisches rundes Mädchen, welche gute Hoffnung machte, daß sie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hosen herum laufen lassen. Hier wohnete ich; aber fast eine halbe Stunde vom Städchen, in einem Vorwerk wohnte der Steuer-Einnehmer, und so weit mußte ich allemal über die Berge wegklettern, wenn ich essen wollte, die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistentz-Einnehmern mit ihrer Familie und gar unvermuthet ihre Mademoiselle Schwester zu finden. In dieser vortreflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrandt war, der Amtmann und seine Frau sorgten für mich und unsere Bequemlichkeit: beyde waren sehr dienstfertig und gastfrey,

auch

auch hatte sie Gott mit zeitlichen Vermögen ziemlich, und mit Hunden und Katzen sehr reichlich gesegnet.

Am 2 Aug. fuhr ich mit der Frau Schwester wieder zurück, und bedauerte, daß unser Exilium nicht länger gewähret hätte. Nun bin ich hier, und wohne zur sonderbaren Erbauung der Stadt, bey der Dohnerin, welche um ihren Geruch der Heiligkeit ferner wie bisher zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet, und sich bis Michaeli nach Pförten begeben hat, alsdann kommt sie zurück, und ich beziehe ein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Färber, meine lange Beschreibung meiner Abendtheuren, das übrige wünsche ich Ihnen mündlich zu erzählen, und wenn? Bleiben Sie mein guter Freund, ich liebe Sie ewig, und küsse Sie Millionenmahl in Gedanken. Dero Herrn Papa empfehlen

len Sie mich gehorsamst, versichern sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrandten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl ꝛc.

Rabener.

Dritter und Vierter

Brief,

von

G. W. Rabener

und

C. F. Gellert.

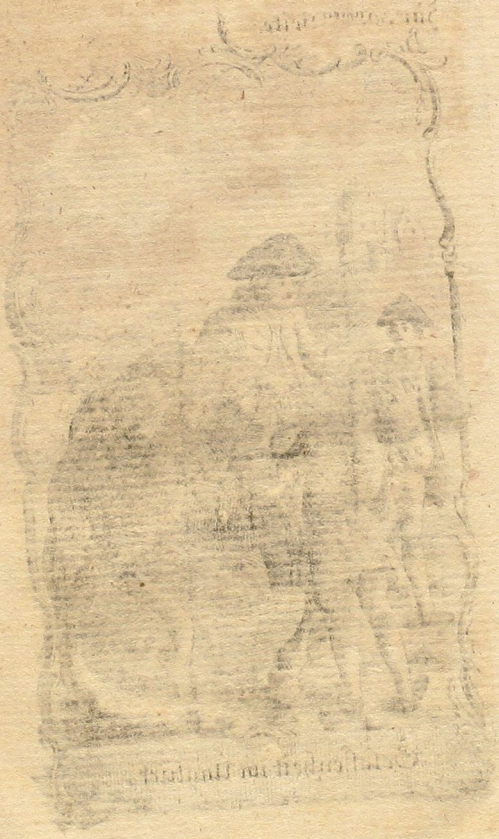
Leipzig und Dresden,

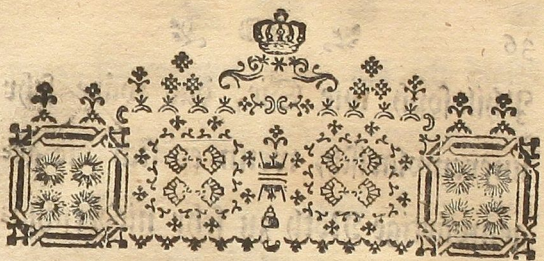
1763.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-816125-p0036-0

Für 30igsten Seite.

Gelassenheit im Unglück.





Mein liebster Freund!

Um mich wieder aufzumuntern, will ich von Ihnen reden; was machen Sie mein guter, bester Gellert? Elegien? Hum! Ein

Philosoph wie Sie, das wäre sehr unexemplarisch, wenn er sich die gegenwärtige Noth zu sehr niederschlagen liesse, aber gesund sind sie doch gewiß, das will ich Ihnen rathen, denn ich bin sehr gesund, und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank sind.

Man versichert mich, daß der König Befehl gegeben habe, Ihnen ihre Pension richtig auszahlen zu lassen. Wie groß kam mir unser Feind, der König von Preussen, in

dem

dem Augenblick vor, als ich dieses hörete; vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir selbst meine Besoldung zurücke halten lässet.

Haben Sie etwann auch gehöret, daß ich in Preußische Dienste gehen werde? Hier sagen es unser Hof und die Stadt, aber Hof und Stadt sagen ein Märchen; Ich würde es am wenigsten jetzt thun, da ein solcher Endschluß mehr als eine Desertion, als eine erlaubte

Verbesserung meiner Glücks-Umstände scheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüssel zu diesem Räthsel geben. Ich habe hier viele Bekanntschaft mit Preußischen Officiers und Beamten gemacht, weil ich bey vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geschmack, eine gute Belesenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bey dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde gewesen,

wesen, und bin mit wahrem Vergnügen bey ihm gewesen: Ich habe so viel es der Wohlstand erlaubte, lebhaft mit ihm gestritten, da er die deutsche Sprache, und unsere Litteratur wenig schätzet, aber er schätzet Sie, mein guter Gellert, und dieses macht seinen Fehler verzeihlig.

Er kannte den Poeten Gellert, aber ich lehrete ihn auch den redlichen Menschen-Freund Gellert kennen, und zu meiner Belohnung

sagte ich ihm trotzig, daß eben dieser Gellert mein ältester Freund sey; denn auch bey Prinzen thue ich mit ihrer Freundschaft groß.

Sie können wohl glauben, daß ich als ein deutscher Patriot mit diesen liebenswürdigen Prinzen gesprochen, und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm unerwartet zu seyn schienen; die wichtigsten Beweise hebe ich vor den König auf. Seit vierzehn Tagen stehe ich mit dem Könige in Tractaten, wer Ihm

mich

mich vorstellen soll. Der Marquis d'Argens verlangt es zu thun, und hat mich darum ansprechen lassen. Muß es denn eben ein Franzose seyn, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit einem deutschen Könige bekannt macht? Wahrhaftig mein lieber Gellert das thut mir wehe! Ich habe mich bey dem Marquis entschuldigen lassen, daß ich nicht durch seine Vermittelung würde den König sehen können, da ich nicht geübt genug sey, Französisch mit ihm, und noch weniger

mit dem König zu sprechen. Der Baron von Cocceji ist dieser Sache wegen unser Adjutant.

Ich fand nöthig einen Brief zu schreiben, und mich darinn also auszudrücken:

Je suis bien faché Monsieur, que sois trop allemand & Monsieur le Marquis d'Argens trop françois, pour que je puisse profiter de la permission,

de

de rendre mes reſpects a ce ſçavant, que j'eſtime d'autant plus, qu'il eſt peut-être le ſeul de ſa nation, qui permette à nous autres allemands, d'avoir de l'eſprit, & que pis eſt, & me rend veritablement confondu, c'eſt que par cette même raiſon de me voir tout a fait privé de l'honneur, d'etre preſenté par Monſieur le Marquis

au

au Roi & de me jetter aux pieds de Sa Majesté, je vous conjure Monsieur de menager cette affaire la si bien, que Monsieur le Marquis ne me croie pas absolument barbare. Il faut être absolument mon ami pour n'en point être ennuïé, aussi suis je trop discret pour vouloir incommoder Monsieur le Marquis par un tel jargon.

gon. Voila la seule raison, qui m'empeche de me presenter a lui &c.

Uebersetzung dieses Briefes.

Es ist mir sehr unangenehm, mein Herr, daß ich zu deutsch bin, und der Herr Markis d'Argens zu französisch ist, und daß ich daher von der Erlaubniß diesem Gelehrten, den ich um so höher halte, weil er vielleicht der einzige von seiner

Na-

Nation ist welcher uns armen Deutschen erlaubet Witz zu haben, gehorsamst aufzuwarten, nicht Gebrauch machen kann. Und was noch schlimmer ist und mich warhaftig in die äusserste Verlegenheit setzet; so muß ich sehen, daß ich aus eben diesem Grunde nicht die Ehre haben kann, durch den Herrn Markis dem Könige vorgestellet zu werden, und mich zu den Füssen Sr. Majest. niederzuwerfen.

Ich

Ich beschwere Sie, mein Herr, diese Sache so einzurichten, damit der Herr Markis nicht glauben möge, daß ich ein völliger Barbar sey.

Nur ein wahrer Freund von mir, wird darüber nicht verdrüßlich werden. Ich selbst bin so bescheiden, und will dem Hrn. Markis mit dergleichen unangenehmen Geplauder nicht beschwerlich fallen.

Dieß

Dieß ist die einzige Ursach, welche mich abhält, Ihm meine Aufwartung zu machen, u. s. w.

Der Marquis d'Argens soll es also nicht seyn, welchee mich zu den Füssen des Königs legt; der König ist so gnädig, sich meine Weigerung gefallen zu lassen; Er will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutsch, deutsch, will der grosse Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemahls August mit dem Horatz in

seiner

seiner harten Mutter-Sprache geredet? Wohl niemals; denn das Griechische war die allgemeine Sprache, der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die traurige Pedanten in Rom, sprachen Latein; also ist die Sprache fest gestellet, in welcher der König mit mir reden will. Ich erwarte täglich seine Befehle, durch wen endlich diese Vorstellung geschehen soll.

Wie, Deutsch will ich mit dem König reden? Wie viel gelehrte und

witzige Brandenburger, so gelehrt und witzig als Voltaire und Baumelle, wenigstens treuer und dankbarer als Voltaire und Baumelle, will ich Ihm nennen, die Er und Seine Franzosen nicht kennen.

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt daß ich zum Besten meiner Mutter-Sprache dem tapfersten und noch nicht überwundenen Könige dieser Zeit, (ach wäre dieser König nur unser Freund!) den deutschen Witz predigen soll.

Aber ich weiß es schon, ich predige den Brandenburgern eine Aergerniß, und den Franzosen eine Thorheit. Nun werden Sie es begreiffen können, lieber Gellert, wie es möglich ist, daß man hier glaubt ich sey in Preußische Dienste getreten.

Das muß ich Ihnen noch sagen, daß vor einem Jahre schon der König den Einfall in Potsdam geäussert hat, mich in seine Dienste zu ziehen, daß vielleicht bey seinem Hof-

Staat auch hier davon gesprochen worden ist, und daß viele von denen Preussen gewiß glauben, Er werde mir noch seine Dienste antragen.

Ich glaube es nicht, ich wünsche es auch nicht, denn je gnädiger er dabey wäre, je verlegener würde ich seyn, meinen Entschluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen.

Im Ernste wünschte ich mit dem Könige zu sprechen, und ausser mei-

nem besten Könige, ist es vor allen Königen nur dieser, und einer noch, die ich zu sprechen wünschte.

Aber wenn mir auch einfällt, wie man hier auch schon jetzt davon urtheilet, und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten wieder mich machen könne: so vergesse ich meine Wünsche, und werde stumm, um nichts bitteres von dieser argwöhnischen Denkungs-Art zu sagen.

Küssen Sie mich, guter Gellert, küssen Sie ihren freundschaftlichen Plauderer tausendmahl; denn das schmeichele ich mir, daß sie weder an den Obersten Mannstein, noch an ihre Hypochondrie die ganze Zeit über gedacht haben, als Sie diesen meinen langen Brief gelesen.

Noch etwas und zwar etwas sehr lustiges; können Sie sich wohl vorstellen daß unser Gleim den unerwarteten Einfall hat, eine Geschichte des gegenwärtigen Krieges, und

die

die neuen Siege seines Königes zu schreiben? Gleim, der Menschen-Freund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimt aus freyen Willen, einen blutigen Krieg, und die traurige Zerstöhrung so vieler tausend Menschen, die auch trinken und scherzen und küssen können, zu beschreiben. Durch seinen und meinen Freund den Herrn E. habe ich ihm sagen lassen, daß ich ihm diesen grausamen Witz unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieser, daß er den ganzen trau-

rigen Krieg in anacreontischen Versen beschreibe, und seine Mord-Geschichte anstatt der Capitel in Trink-Lieder eintheile.

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kommt es, daß Könige so gerne Dichter zu ihren Herolden haben; Boileau, Racine, Voltaire, drey Dichter, und unser Gleim, der taumelnde Gleim, die sollen für die Nachwelt Zeugen seyn; Zeugen in Sachen die sie selbst nicht glaubten, vor denen sie selbst erzitterten.

War-

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihrem Herolde? Aber vielleicht fürchten sie sich, daß die historische Lobschrift ihrer unsterblichen Thaten der fünfte Theil zu meinen Satyren werden mögte. Leben sie wohl, mein stiller, mein friedfertiger, mein bester Gellert ꝛc.

Rabener.

Mein bester Freund!

— — Pension? guter Rabener, nein, es wird mir keine ausgezahlet; ich habe auch ohne die geringste Unruhe, meine Quittung, die mir von Meissen zurück geschickt wurde, in mein Pult gelegt; das kränkt mich nicht, obs mich gleich nicht erfreuen kann.

Könnte ich meinem Vaterlande den Frieden, und bessere Zeiten durch den Verlust von hundert Rthlr. jährlich erkau-

kaufen, ich, der ich so bald ich nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe; o, mit Freuden!

B. hat mir durch C. den Antrag thun lassen, ob ich mich zur Erziehung des Kronprinzen wolte brauchen lassen? Aber mein liebster Freund, so lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin mein Vaterland zu verlassen, so will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben; so denken sie auch, ja denken

sie

sie ewig so, wenn es möglich ist. Sachsen verliehret, (dies kann und muß ich sagen) zu viel mit ihnen, ein Mann für Geschäfte, für den Staat, ein Autor! Sie müssen unser bleiben.

Bey mir hat es wenig Gefahr, halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrscheinlicher Weise, nicht lange mehr zu leben, nur für einige junge Leute gut! O, ich kann bleiben wo ich bin, und mein Wunsch ist die Einsamkeit, das Land und noch ein gutes moralisches Buch nach meinem Tode.

Sie

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn sie dem Prinz Heinrich sagen, daß ich ihr ältester und bester Freund bin, und ich würde Ihm zu meinem Ansehen eben das gesagt haben.

Ja, daß sie, Gärtner, Schlegel, Crämer, Giesecke meine Freunde gewesen, dieses sehe ich als meine Glückseligkeit des Lebens an; dieses soll mir bey der Nachwelt so gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geschmacks seyn, als es Racinen Ehre ist, daß Boileau und

Mo=

Moliere seine Freunde gewesen. Unsere Periode, die jetzige, wird in der Litteratur der Deutschen nicht weniger merkwürdig seyn, als es der Zeitpunct des Boileau im Französischen ist.

Gehen sie immer zum Könige, Er soll sie sehen und bewundern, ich will es haben.

Ich verlange meine Pension nicht, aber Er soll Ihnen geben, was Ihnen von rechtswegen gehöret; Er soll bessere Gedanken von den Deutschen

und

und unter diesen von den Sachsen, in Ansehung des Witzes bekommen, und sie sollen ihm statt aller Demonstration seyn, und sollen ihm, wanns möglich ist, den Geist des Friedens inspiriren und meine Furchtsamkeit.

Aber lassen sie sich durch nichts fesseln.

Ueber Gleims Unternehmen ärgere ich mich. Leben sie wohl, stets wohl, ich bin ihr guter

Gellert.

Fünfter und Sechster

Brief,

von

G. W. Rabener

und

C. F. Gellert.

Leipzig und Dreßden,
1761.

Liebster Gellert!

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben, oder doch durch Ihre finstere Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund

Rabener ganz vergessen können, und sich in das dunkelste Gebüsche zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. Aber, werden Sie mit Ihrer hohlen und keuchenden Stimme so einsylbig als möglich sprechen: Lieber Gott . . . weiß denn der Rabener gar nicht . . . und das könnte er lange wissen . . . . wissen könnte ers . . . . alle Kinder wissen es . . . . freylich . . . . der König hat mit mir gesprochen! . . . . . O mein Hochgelehrter Herr Professor! freylich viel Ehre für Sie und den Witz! Aber das giebt ihrem Stolze

kein

kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Hauß weggebrannt, das will noch viel mehr sagen, als daß er mit Ihnen gesprochen hat, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, als daß ich so gleich an meinen liebsten Gellert schrieb, und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch so machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie sich! Ich bin ihr Freund, aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor, ... verstehen Sie mich, Gellert; kurz,

ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzehlet hier so ungeräumte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe die Leute zu versichern, es sey alles wahr, was man davon erzehlet, wenn Sie mir nicht bald antworten, und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmahl warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde es dem Publico ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht, . . . ja, wie gesagt, daß dieser stille und friedliebende Gellert dem Könige

bey

bey seiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und Finantzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreichet habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigstens noch zwey Jahre könne fortgeführet werden, ohne die Brandenburgischen Unterthanen im mindesten zu beläſtigen, ... ja, ja, mein Herr, das ist mein ganzer Ernst, und haben wir einmahl Friede, so sollen Sie, ... zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? O ich bin viel zu ergrimmt, als das ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran lie-

gen, ob ich krank oder gesund bin, Sie würden mich sonst lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon. Schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wuth liebe ich Sie von ganzen Herzen, und wenn es mir einfällt, das ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so mögte ich Sie für Freuden tausendmahl umarmen!

Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich geniesse die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute davon tragen, und erwarte die unruhigen Tage ohne zu ängstliche Sorge.

Lesen Sie die Innlage an unsern Cramer in Coppenhagen, so werden Sie noch mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darinnen, denn seit meinem erlittenen harten Unglücke, ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzet habe. Heben Sie diese beyde Briefe auf, vielleicht machen sie, wenn ich heuer noch sterbe, eine merkwürdige Anecdote in meiner künftigen Lebensbeschreibung, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in mei-

nem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts wichtiges gethan, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzen Herzen geliebet habe.

Tausend Empfehle an unsern lieben Commißionsrath und seine redliche Frau. Melden Sie Ihnen, daß unser Hochachtungswürdiger Freund L. auf künftige Mittewoche Hochzeit hat. Ich bin (wie man in Leipzig spricht) ganz Zufriedenheit und ganz Freude über die Verbindung zweier Personen, die Gott, wie es scheinet, darzu erschaffen hat, um sich durch ihre beyderseitige Tugend

und

und Rechtschaffenheit glücklich zu machen. Leben Sie wohl. Führt sich ihr Herr Bruder besser auf, als sonst, so können Sie ihm von mir auch grüßen, aber daß es nicht jemand merkt.

Rabener.

Liebster.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch diesmahl keine ausführliche Antwort schreiben. Denn ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten, und an Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des Wintermonats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige geruffen worden bin; daß er sich von 4 Uhr bis Dreiviertel auf 6 Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften

ten der deutschen Litteratur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curiret, und mit der ich die meinige curiren sollte, unterredet, daß er mir sehr gnädig begegnet; daß ich wider allen meinen Character, ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung befohlen, geredet, und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich: ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte? Nein Sire – Besinne er sich doch, Herr Professor, ich will etliche mahl in der Stube auf und ab gehen .... Endlich fiel ich ohne zu wissen, warum, auf den Mahler, die letzte im ersten Thei-

le. Nun sagte Er, das ist gut, nein, das ist sehr gut, natürlich gut, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat er so schreiben lernen? .... In der Schule der Natur .... Hat er den la Fontaine nachgeahmet? ... Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original, aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin. ... Nein, ich muß ihn loben. Und da sagte Er zum Major, der dabey stund, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte, ... Komme er wieder zu mir, und stecke er seine Fabeln zu sich, und lese er mir welche vor. ... Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekom-

men, der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Worte gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen. . . . Er hat mich den Tag darauf bey der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den Englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lecteur Catt, und andere, die mir es wieder gesagt, mit einem Lobspruch gelobet, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel seyn würde. Der Englische Gesandte, der ein vortreflicher Mann ist, mag wohl die wahre Ursach gewesen seyn, warum mich der König sehen wollen. Denn der Gesandte hat mit Strauben in Breslau meine Fabeln gröstentheils gelesen,

sen, und ist sehr vor sie eingenommen. Der König sprach bald teutsch bald französisch, ich meistentheils teutsch und nur im Nothfall französisch. Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstenst wieder die Klugheit seyn. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sey. Das Ende ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft, allein ihr Ernst ist mir so schätzbar als kaum ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, und getrost, wie Sie reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu

sterben, zu der Zeit, da ers beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen müssen Sie mich lange und weit überleben. Ihren Brief, an Cramern, der auch treflich ist, hebe ich allerdings auf. An den Herrn Cammerrath L. würde ich geschrieben und ihm zu der so glücklich getroffenen Wahl meinen Wunsch recht von ganzer Seele abgestattet haben, wenn ich nicht Zeithero zu allen Verrichtungen und Pflichten der Gesellschaft ungeschickt gewesen wäre.

Ich umarme Sie, liebe Sie, und bin ewig der Ihrige,

Gellert.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen, und nicht gekonnt, morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte nach den guten teutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schmelte auf die Härte und Unförmlichkeit der teutschen Sprache .... aber warum nöthigen uns die Teutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen? ... Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV. ... Sachsen hat ja schon zween Auguste gehabt, ... Ja, Sire, und wir haben auch schon

einen

einen guten Anfang in der schönen Litteratur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, fingen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten, ... So? gefallen ihm diese Zeiten nicht? Sinds böse Zeiten? .... Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preussen wäre, so hätten die Teutschen Frieden, ... So? steht dies bey mir? Drey wieder Einen? .... Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott? Sie gäben uns den Frieden? .... Ja! ja!

Auszug eines Briefes aus Leipzig vom 27. Januar. 1761.

Der 18te December vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem der Herr Professor Gellert Nachmittags um 3 Uhr in einem Schlafrocke, in einer weißen Mütze emballirt und gar nicht wohl an seinem Pulte saß, und jemand an seine Thüre pochte; Herein! Ich bin der Quintus Icilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Ihro Majestät der König verlangen Sie zu sprechen, und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen.

Gellert.

Gellert. Herr Major: Sie müssen mir ansehen, das ich krank bin: es wird dem Könige an einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gelegen seyn.

Der Maj. Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mit zu gehen. Aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loßzumachen gedenken, so irren Sie sich, ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie dann nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschliessen Sie sich also, ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit, um 4 Uhr werde ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.

Gellert. Ja! das thun Sie, Herr Major, ich will sehen, wie ich mich alsdenn befinde. Nun ist also der Herr Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglück seinen

Herrn B. — nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und grossen Umständen, Barbier und einen Peruquier, und ist um 4 Uhr fertig. Der Herr Quintus kömmt, und sie gehen nach dem Apelischen Hause. In dem Vorzimmer fanden sich 2. 3 Personen, welche voller Freuden waren, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thüre zu Ihro Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über allein.

Der König. Ist er der Professor Gellert?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Der Englische Gesandte hat mir viel gutes von ihm gesagt; wo ist er her?

Gellert. Von Hänichen bey Freyberg.

Der König. Hat er nicht noch einen Bruder in Freyberg?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Der

Der König. Sage er mir doch, warum wir keine gute deutsche Schriftsteller haben?

Der M. Quint. Ihro Majestät sehen hir einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den deutschen La Fontaine nennen.

Der König. Das ist viel, hat er den La Fontaine gelesen?

Gellert. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmet: ich bin ein Original.

Der König. Gut, das ist einer, aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autores?

Gellert. Ihro Majestät sind einmahl gegen die Deutschen eingenommen, —

Der König. Nein, das kann ich nicht sagen, ——

Gellert. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

Der König. Das ist wahr! Warum haben wir keine gute Geschichtschreiber?

Gellert. Es fehlt uns auch daran nicht, wir haben einen Mascov, einen Crämer, der den Bossuet fortgesetzet hat.

Der König. Wie ist das möglich, das ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert. Ja! und glücklich; einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit, und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzet habe.

Der König. Hats der Mann auch verstanden?

Gellert. Die Welt glaubt es.

Der König. Aber warum macht sich keiner an den Tacitum, den sollte man gut übersetzen?

Gellert. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm, --

Der

Der König. Da hat er recht.

Gellert. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften sich hervorgethan haben; da die Künste und Wissenschaften bey denen Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzo das kriegerische Seculum der Deutschen. Vielleicht hat es Ihnen auch an Augusten und Louis XIV. gefehlet?

Der König. Er hat ja zwey Auguste im Sachsen gehabt?

Gellert. Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht.

Der König. Wie will er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert. Nicht eben das: ich wünsche nur, das ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies aufmunterte, — —

Der König. Ist er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin gewesen.

Der König. Er sollte reisen?

Gellert. Ihro Majestät: dazu fehlet mir Gesundheit und Vermögen.

Der König. Was hat er denn für eine Krankheit? etwan die gelehrte!

Gellert. Weil sie Ihro Majestät selbst so nennen, so mag sie so heissen, in meinem Munde Würde es zu stolz geklungen haben.

Der König. Ich habe sie auch gehabt, ich will ihn curiren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreuten, und alle woche Rhabarbe nehmen.

Gellert. Diese Cur mögte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder, wäre als ich, so würde ichs nicht reuten können, und wäre es eben so krank, so würde ich auch nicht fortkommen.

Der König. So muß er fahren?

Gellert. Dazu fehlet mir das Vermögen.

Der König. Ja, das ist wahr, das fehlet immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jezo böse Zeiten?

Gellert. Ja wohl, und wenn nur Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten.

Der König. Wie kann ich denn! Hat ers denn nicht gehöret, es sind ja dreye wieder mich?

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte, als neue Geschichte.

Der König. Was meynet er, welcher ist schöner in der Epopée, Homer oder Virgil?

Gellert. Homer scheinet wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

Der König. Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert. Wir sind so weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genung

sollten urtheilen können, ich traue darinnen dem Quintilian, welcher Homero den Vorzug giebt.

Der König. Man muß aber auch nicht ein Sclave von den Urtheilen der Alten seyn?

Gellert. Das bin ich nicht, ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kan.

Der Major Quintus. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben?

Der König. So! Hat er denn auch wider den Stylum Curiæ geschrieben?

Gellert. Ach ja! Ihro Majestät.

Der König. Aber warum wird das nicht anders? es ist was verteufeltes, Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich es noch weniger; ich kann nur rahten wo Sie befehlen. — —

Der König. Kann er keine von seinen Fabeln auswendig?

Gellert. Ich zweifle, mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Der König. Besinne er sich, ich will unterdessen herumgehen. Nun hat er eine?

Gellert. Ja, Ihro Majestät:

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus,
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O rief er bey dem ersten Blicke,
Ihr Götter welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht.

Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Der König. Und die Moral?

Gellert. Gleich Ihro Majestät:

Wenn deine Schrift den Kenner nicht gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;

Doch

Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Der König. Das ist schön; recht schön: er hat so was galantes in seinem Wesen. Das verstehe ich alles: Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen, ich habe das Französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden: sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht, den habe ich weggeworfen.

Gellert. Ihro Majestät: den werfe ich auch weg.

Der König. Nein, wenn ich hier bleibe, so muß er öfter wiederkommen, und seine Fabeln mitbringen, und mir daraus vorlesen.

Gellert. Ich weiß nicht, ob ich ganz gut lese, ich habe so einen singenden gebürgischen Ton.

Der König. Ja, wie die Schlesier; nein, er muß seine Fabeln selbst lesen.

lesen, sie verlieren sonst . . .
Nun! komme er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, so ist doch der Professor nicht wiedergekommen, und gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched und den andern Tag bey der Tafel:

C'est le plus raisonnable de tous les savans allemands.

Uebersetzung:

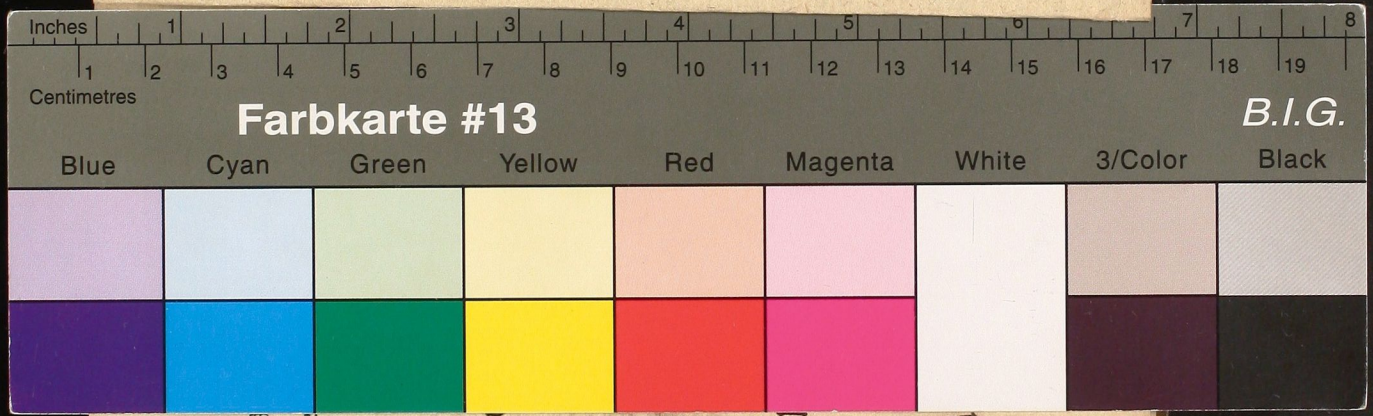
Das ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.

Zb 2952

ULB Halle
3
004 752 597

1018 8.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-816125-p0101-2


Inches
Centimetres
Farbkarte #13
B.I.G.
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black